

German B – Higher level – Paper 1
Allemand B – Niveau supérieur – Épreuve 1
Alemán B – Nivel superior – Prueba 1

Monday 6 November 2017 (afternoon)

Lundi 6 novembre 2017 (après-midi)

Lunes 6 de noviembre de 2017 (tarde)

1 h 30 m

Text booklet – Instructions to candidates

- Do not open this booklet until instructed to do so.
- This booklet contains all of the texts required for paper 1.
- Answer the questions in the question and answer booklet provided.

Livret de textes – Instructions destinées aux candidats

- N'ouvrez pas ce livret avant d'y être autorisé(e).
- Ce livret contient tous les textes nécessaires à l'épreuve 1.
- Répondez à toutes les questions dans le livret de questions et réponses fourni.

Cuaderno de textos – Instrucciones para los alumnos

- No abra este cuaderno hasta que se lo autoricen.
- Este cuaderno contiene todos los textos para la prueba 1.
- Conteste todas las preguntas en el cuaderno de preguntas y respuestas.

Text A

Der Niedergang des klassischen Bergsteigens

Hörnlihütte

«Die Leute gehen weniger bergsteigen», sagt Kurt Lauber, seit 21 Jahren Hüttenwart der Hörnlihütte am Matterhorn.

5 Im September 2015 hat der 54-jährige Zermatter Kurt Lauber seine 21. Saison als Hüttenwart der Hörnlihütte beendet. Lauber, der an 3000 Bergrettungen beteiligt war, berichtet vom Matterhorn und dem Bewusstseinswandel beim Bergsteigen.

«In den 30 Jahren, die ich jetzt am Berg unterwegs bin, hat sich die Einstellung stark verändert. Das Erste, das mir auffällt, ist eine Art Verlust an Eigenverantwortung. Wenn irgendetwas während der Tour auf den Matterhorn Gipfel nicht klappt – ob es nun Steinschlag ist oder das Wetter nicht mitspielt – wird der Fehler immer bei anderen gesucht, auch wenn das überhaupt keinen Sinn ergibt. Diese Einstellung gab es früher nicht. Eine weitere Veränderung besteht in der veränderten Wahrnehmung von Gefahr. Vor 20 Jahren wurde diese Tour in der Presse als einfach dargestellt, und die Anzahl der Unfälle war hoch. Dies hat sich glücklicherweise geändert, denn das Matterhorn, das seit seiner Erstbesteigung im Jahr 1865 zwischen 500 und 600 Menschen das Leben gekostet hat, ist einer der schwierigsten Alpengipfel. Heutzutage hat sich der Anteil der Touren mit Bergführer mit einem Anteil von 80 % verdoppelt. Dies trägt zur Reduzierung von Unfällen bei.»

Neue Sportarten

Immer schneller, immer leichter, das macht den Reiz der neuen Sportarten. Zahlreiche Internetnutzer, die sich auf der Website «camptocamp» geäußert haben, sind sich mehr oder weniger einig, dass sich das Bergsteigen auf dem Rückzug befindet. Bei den Gründen gibt es jedoch keine Einigkeit. Eine der grossen Veränderungen bringen neue Bergsportarten, wie das Trailrunning, bei dem die Sportler leicht ausgerüstet die Hänge hochrennen. Daneben gibt es zahlreiche Varianten: Sportklettern, Klettern in der Kletterhalle oder am Klettersteig; das Steigeisenklettern über Eisfälle oder gemischte Routen und schliesslich das Canyoning und die über einem Abgrund gespannte Slackline. Auch Mountainbiker erobern die Bergwelt. Der Schweizer Alpen-Club baut derzeit einige seiner Hütten für diese Sportart um und hat gerade einen entsprechenden Routenführer herausgegeben.



Das langsame Bergsteigen steht nicht mehr hoch im Kurs. Rasant entwickelt hat sich der Gleitsport: Gleitschirmfliegen, Paragliding, Speedflying, Wingsuits, Base-Jumping oder Freeriding und Skiwandern heissen die neuen In-Sportarten. Nicht überall sind die Gefahren gleich gross.

«Gegenüber den minimalistisch ausgerüsteten «Ultra-Trailrunnern» wird das Bergsteigen von der elitären Disziplin zu einer Sportart, wo es zum Erreichen desselben Ziels vor allem eine schwere und sperrige Ausrüstung braucht», schreibt ein Nutzer der «camptocamp»-Website. «Es muss einen Grund geben, warum das eigentliche Bergsteigen, wo die Abgeschiedenheit und die Fähigkeit, sich in ungewohnter Umgebung zurechtzufinden, wichtig ist, seinen Reiz verloren hat», stellt ein gewisser Fredoche fest.

Text: www.revue.ch (2015) (gekürzt und vereinfacht)
Foto: Seilschaft am Gipfelgrat des Großvenedigers
by Cactus26, use not endorsed by the creator,
<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/>

Text B

Das Leben ist verrückt

Die Ärztin Ruth Pfau, 86, hätte im Nachkriegsdeutschland Karriere machen können. Stattdessen wurde sie Nonne und bekämpfte die Lepra in Pakistan.

SPIEGEL: Frau Pfau, Sie sind vor 55 Jahren eher zufällig in Karatschi gestrandet. Hätten Sie Deutschland auch verlassen, wenn Ihr Orden Sie nicht weggeschickt hätte?

Pfau: Ich wurde nicht geschickt, ich habe darum gebeten. Kaum jemand ist damals gegangen. Das war 1960, gerade als das Wirtschaftswunder in Deutschland richtig anfing. Also, mir ging das wirklich auf die Nerven.

SPIEGEL: Was war so schlimm am Wirtschaftswunder? Sie waren damals schon Ärztin und hätten leicht Karriere in Deutschland machen können.

Pfau: Ach, Karriere, was heißt das schon? Was man für ein Vergnügen daraus zieht, sich Dinge leisten zu können, die man nicht braucht, das konnte ich nie verstehen. Ich hatte überhaupt nichts gegen den Aufschwung. Aber ich habe als junges Mädchen in Leipzig den Krieg erlebt, die Bomben, das ganze Elend. Ich wollte auch immer, dass es allen besser geht. Aber gerade das tat es ja dann nicht.

SPIEGEL: Wie meinen Sie das?

Pfau: Wenn ich den Eindruck gehabt hätte, dass es allen dient, hätte ich mit dem Wirtschaftswunder keine Schwierigkeiten gehabt. Aber dass dann wieder nur einige das Glück hatten, auf der Sonnenseite zu landen, und die anderen zurückblieben, das hat mich tief betrübt. Und darum wollte ich dann zu den Menschen, denen es besonders schlecht ging.

SPIEGEL: Sie konnten sich nicht daran erfreuen, dass Ihr eigenes Leben nach dem Krieg endlich sorgloser geworden war?

Pfau: Nee, also wirklich nicht. Ich habe die meiste Zeit meines Lebens mit schlechtem Gewissen zugebracht.

SPIEGEL: [– X –]

Pfau: Doch! Weil es unfair ist. Und wir alle wussten, wie es sich anfühlt, wenn es unfair ist. Wenn Menschen, die man liebt, einfach verhungern. Wenn man selbst nichts als Angst hat. Irgendwie scheinen die Leute das aber dann ganz schnell vergessen zu haben.

SPIEGEL: [– 17 –]

Pfau: Das hilft natürlich, weil ich wenigstens etwas tun kann. Ich bin nicht zum Sitzen und Zuschauen verdammt. Das ist das Schlimmste. Wenn ich mir vorstelle, dass ich irgendjemanden vom diplomatischen Korps geheiratet hätte und als Ehefrau nach Karatschi gegangen wäre, ohne Aufgabe, als Zuschauerin. Schrecklich.

SPIEGEL: [– 18 –]

Pfau: Heirat war durchaus eine konkrete Möglichkeit. Meine Eltern haben mir ja eine glückliche Ehe vorgelebt, es ist also nicht so, dass ich etwas dagegen gehabt hätte. Ich wollte mal sechs Kinder haben. Und einen Oberförster heiraten. Das war dann alles ein bisschen schwierig. So einen Oberförster findet man ja nicht überall. Aber Jungs waren durchaus genügend auf der Bühne. Zu einem meiner letzten Freunde habe ich dann gesagt: „Roland, das Eigentliche ist aber woanders.“

SPIEGEL: [– 19 –]

Pfau: Ich weiß es bis heute nicht. Man kann immer nur sagen, was es nicht ist.

SPIEGEL: [– 20 –]

Pfau: Ich kann nur sagen, dass man es nie einfangen kann, so sehr man sich auch anstrengt. Statt für eine Ehe habe ich mich damals für den Orden entschieden. Es schien mir der verrücktere, aber sinnvollere Weg.



Text C

Müll Drive-In

Zentral, freundlich und serviceorientiert. Mit dem Rückkonsumzentrum animiert die saarländische Gemeinde Mettlach mit großem Erfolg ihre Bürger zum Trennen von Wertstoffen. Nun soll das Konzept Schule machen.

5 Konsumieren ist ganz einfach: zum Supermarkt
fahren, den Einkaufswagen vollladen, an der
Kasse bezahlen – fertig. Abfallentsorgen
ist hingegen meist komplizierter, zumindest
wenn man nicht einfach alles in die
10 Restmülltonne stopft, sondern ernsthaft nach
Wertstoffen trennen möchte. Und dieses
sorgfältige Trennen ist Grundlage für jedes
Recycling. Doch Wertstoffhöfe liegen meist
irgendwo außerhalb der Stadt, sind schwer
zu erreichen und die Tonnen sind gerne
15 überfüllt. Genau das wollte die saarländische
Gemeinde Mettlach ändern. Im Januar 2013 eröffnete im Herzen von Mettlach das kommunale
Rückkonsumzentrum, das mehr sein will als ein Wertstoffhof. „Wir benutzen gerne den Begriff
Vollsortimenter, das heißt, das Zentrum soll eine attraktive Anlaufstelle für die Erfüllung der
Rückkonsum- und Informationsbedürfnisse sein“, sagt Christian Behmel.



20 **Kostenfreie Rückgabe und Second-Hand-Ecke**

Im Rückkonsumzentrum können die Bürger der 13.000-Einwohner-Gemeinde, unterstützt von geschultem Personal, in einer Art Drive-In-Lösung alle ihre Wertstoffe zurückgeben, damit diese korrekt entsorgt oder recycelt werden können. Das Zentrum ist überdacht, man kann dort also bei Wind und Wetter an sechs Tagen pro Woche in aller Ruhe seine Wertstoffe sortieren.
25 Dazu gibt es eine Second-Hand-Ecke, in der nach gebrauchten Gegenständen, wie zum Beispiel Spielzeug, Büchern oder Möbeln, gestöbert werden kann. Im Gegensatz zu anderen kommunalen Sammelstellen erfasst das neue Modell Wertprodukte in über 40 Fraktionen sortenrein und trennt sie akkurat nach Material und Inhaltsstoffen. Ob Medikamente, Tintenpatronen, Energiesparlampen oder Farben und Lacke: In Mettlach kann man das alles
30 zentral an einem Ort entsorgen. Mit Ausnahme von wenigen Materialien, wie etwa asbesthaltige Baustoffe, Bauschutt, Altreifen oder Datenträger, ist die Rückgabe der Wertstoffe kostenfrei. Für Bürger, die nicht mehr so mobil sind oder kein Auto haben, gibt es einen Abholservice auf Abruf. Dieser wird gegen Verrechnung einer Entfernungspauschale durchgeführt.

35 **Fleißiges Sortieren lohnt sich**

Die Bürger zahlen eine Jahresbasisgebühr und eine Mindestmenge pro Abfalltonne, um das System zu finanzieren. Für jedes Kilo, das über die Basisgebühr hinausgeht, werden 32 Cent fällig. Das schafft ökonomische Anreize, fleißig zu sortieren. Denn wer wenig Restmüll produziert, kann kräftig sparen. Die Gemeinde nutzt dazu ein Abfall-Ident-System: Die Restmülltonnen sind mit einem Transponder versehen und werden bei der Entleerung gewogen.

Text: Daniela Becker, enorm-magazin.de (2016) (gekürzt und vereinfacht)
Foto: SuperDrecksKëscht, Luxemburg

Text D

Always On – Jugend im digitalen Zeitalter

Beim Essen, beim Fernsehen, bei Treffen mit Freunden und sogar in intimen Momenten: Kaum einem Teenager gelingt es, länger als ein paar Minuten von seinem Smartphone zu lassen. Binnen Kurzem haben die Mini-Computer die Kommunikation von Jugendlichen revolutioniert. Die Folgen beginnen Forscher gerade erst zu ergründen.

5 So undenkbar es noch vor wenigen Jahren war, so selbstverständlich kommt uns das Phänomen heute vor: Die meisten Erwachsenen – ob in den USA, in Japan oder hierzulande – verbringen nicht einen einzigen Tag, ohne nicht mehrfach auf ihr Mobiltelefon zu schauen. Vibriert das Gerät, blicken sie unweigerlich auf das Display. Hat ein Freund oder Bekannter eine Nachricht gesendet, antworten sie in der Regel nach kurzer Zeit. Nicht ungewöhnlich, dass Erwachsene zumindest einmal pro Stunde auf das Gerät schauen und einige Hundert Nachrichten im Monat erhalten. Und doch: Im Vergleich zu Jugendlichen nutzen Menschen über 18 die Geräte geradezu selten. Teenager in den USA verschickten bereits 2010 im Mittel mehr als 3000 Messages pro Monat. Inzwischen, da Smartphones und Messaging-Dienste wie WhatsApp fast überall verbreitet sind, dürfte die Zahl noch weit höher liegen – auch in 15 Deutschland. Eine 16-Jährige aus Hamburg etwa brachte es auf über 100.000 empfangene und gesendete Nachrichten in neun Monaten – das sind mehr als 370 am Tag. Experten kennen Schüler, auf deren Geräten gar bis zu 100 Nachrichten pro Stunde eintreffen.

20 Etwa drei Stunden täglich verbringen Jugendliche durchschnittlich mit dem Lesen und Verschicken von Nachrichten, gut ein Viertel ihrer wachen Zeit sind sie mit dem Telefon insgesamt beschäftigt. Rund 85 Prozent der 13-Jährigen besitzen hierzulande ein eigenes Smartphone. Meist nehmen Teenager das Gerät morgens direkt nach dem Aufwachen zum ersten Mal in die Hand. Noch vor Unterrichtsbeginn lesen und schreiben viele die ersten Nachrichten und besuchen soziale Netzwerke. Zur Seite legen sie ihr Telefon erst wieder vor dem Einschlafen. Doch selbst danach lassen sie es nicht unbeachtet. Vielmehr bleibt das Smartphone bei vielen Jugendlichen neben dem Bett liegen, wachen sie nachts auf, gilt der erste Blick dem Display.

Mehr noch als Erwachsene scheint die moderne Technik Teenager in permanente Rastlosigkeit zu versetzen – immer noch eine Nachricht, eine E-Mail, ein Status-Update mehr, immer bereit, sich ablenken zu lassen von den Stimuli der digitalen Welt. Heranwachsenden fällt es zunehmend schwer, sich auf eine Aufgabe zu konzentrieren, sich für längere Zeit auf einen einzelnen Menschen, eine bestimmte Situation einzulassen – so zumindest der Befund vieler Erwachsener. Da sitzen sie dann beisammen, zu fünft, zu sechst, still, jeder vertieft in die Botschaften seines Telefons. Oder sie unterbrechen immer wieder ein Gespräch, um neu eintreffende Kurznachrichten zu lesen und zu beantworten. Umfragen zeigen, dass viele es selbst in intimen Momenten nicht ertragen, ihr Telefon aus dem Blick zu verlieren, sogar beim Sex. Verabredungen treffen Teenager zunehmend vage. Sie vereinbaren keinen festen Treffpunkt, keine feste Zeit. Per Telefon kann man ja jederzeit spontan ausmachen, wo und wann genau man zueinander findet (Soziologen sprechen von „Mikrokoordination“) – oder auch nicht, weil kurzfristig umdisponiert wird.

Aus urheberrechtlichen Gründen entfernt

Quelle: GEOkompakt Nr. 45 „Pubertät“

Turn over / Tournez la page / Véase al dorso

Text E

Der Schwimmer

Ich hatte wenige Erinnerungen an meine Mutter. Im Grunde kannte ich sie nur von Fotos, die mein Vater in einem kleinen Kasten aufbewahrte. Schwarzweißbilder waren es, mit dickem weißen Rand. Meine Mutter beim Tanz. Meine Mutter mit geflochtenen Zöpfen. Meine Mutter barfüßig. Meine Mutter, die ein Kissen auf dem Kopf balancierte. Ich schaute mir die Bilder häufig an. Es gab Zeiten, in denen ich nichts anderes tat.

Mit meinem Vater war es ähnlich. Er verbrachte ganze Tage damit, die Bilder auf dem Tischtuch auszubreiten und sie immer wieder neu zu mischen – wie bei einem Kartenspiel, vielleicht zehn Mal, vielleicht hundert Mal. Daß es Tage waren, wußte ich, obwohl ich damals sicher keinen Begriff von Zeit hatte. Für mich gab es nur Zeiten, die ich ertragen, und Zeiten, die ich kaum ertragen konnte.

Mein Vater hinterließ seine Fingerabdrücke, und ich wischte sie weg, wenn ich die Fotos aus der Kiste nahm. Ein Bild mochte er besonders. Es zeigte meine Mutter auf dem Feld. Sie hatte Essen in einer Blechkanne dabei. Ihr Kopftuch hatte sie unter dem Kinn zusammengeknotet, und ihre freie Hand hielt sie wie einen Schirm über die Augen. Sie trug Sandalen, deren Bänder sie um die Knöchel gebunden hatte. Niemand trug damals Sandalen, schon gar nicht auf dem Feld. Mein Vater gab dieses Bild nicht aus seinen Händen. Er lag damit auf der Küchenbank, starrte zur Decke und rauchte. Nicht einmal den Hund hörte er dann, der laut vor ihm bellte. Meinen Bruder Isti und mich schaute er an, als seien wir Fremde. Wir nannten es tauchen. Vater taucht. Vater ist zum Tauchen gegangen. Ist Vater zurück vom Tauchen?, fragten wir einander.

[...]

Als es meine Mutter für mich noch gab, erzählte sie uns Märchen, die mein Bruder für die Wahrheit hielt. Er glaubte ihr, wenn sie sagte, unsere Großmutter sei in einer Nacht ergraut. Später erzählten uns andere diese Geschichte immer wieder – nur ein wenig anders. Die Geschichte meiner Mutter, die das Land ohne ein Wort verlassen hatte. Und die Geschichte ihrer Mutter, die in einer einzigen Nacht alt geworden war.

Meine Mutter hatte sich damals nicht von uns verabschiedet. Sie war zum Bahnhof gelaufen, wie an vielen anderen Tagen auch. Sie war in einen Zug gestiegen, Richtung Westen, Richtung Wien. Wie selten Züge von unserem Bahnhof aus in Richtung Wien fahren, das wußte ich. Meine Mutter muß lange gewartet haben. Sie hatte genügend Zeit, es sich anders zu überlegen. Um zurückzukommen. Um uns Auf Wiedersehen zu sagen. Um uns noch einmal anzuschauen.



Zsuzsa Bánk, *Der Schwimmer*.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2002